Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1911)

Rubrik: Schauspielabende

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das sind zwei Welten, und wir dürfen nicht sagen: die eine ist gut, die andere schlecht. Dem Künstler, der ganz in der einen aufgeht, ist Ausschließlichkeit erlaubt, ja vielleicht Notwendigkeit. Dem Laien hingegen wäre sie Verarmung.

ZÜRICH ALBERT BAUR

□□□

SCHAUSPIELABENDE

Risum teneatis amici, verbeißt das Lachen, Freunde! Bei nachmittäglichen Temperaturen von 30 Grad spielen wir schon Theater. Vorläufig freilich nur erst im Pfauentheater, aber wenn dieses Heft in die Hände der Leser kommt, ist auch schon der Vorhang des Stadttheaters zum erstenmal hinauf- und herabgerauscht.

Mit einer völlig neuen Inszenierung von *Shakespeares* Komödie oder Schwank *„Die Bezähmung der Widerspenstigen"* begann die Schauspielsaison. Man weiß, dass das Stück bei Shakespeare dem Kesselflicker Schlau vorgemimt wird; der Lord macht sich mit dem betrunkenen Kerl einen Spass: er soll meinen, selbst ein vornehmer Herr zu sein, und recht wirblig im Kopf werden. Wie die Sache schließlich ausging nach Vollendung des Spiels, dafür gibt unser Stück keinen Anhaltspunkt. Das Nachspiel ist verloren. Doch aus einer ältern englischen Posse, die Shakespeare ungeniert benützt hat, weiß man, dass der knotige Zuschauer und Pseudolord wieder von seinen Alkoholdämpfen benebelt wird, über der Komödie einschläft, in seinen Kesselflickerzustand zurückverwandelt wird und ein Knote bleibt. Das Finale lässt sich somit rekonstruieren, wenn der Wunsch besteht, auf diese Einkleidung des Schwankes zurückzugreifen und dem Spiel diesen Charakter einer Stegreifaufführung im Schloss eines Lords durch wandernde Komödianten zu vindizieren. Das tut die Zürcher Wiedergabe der „Zähmung", und das macht ihren originellen Reiz aus.

Dabei ist nun aber der Gedanke nicht der, dass die Schauspieler vor Ihrer wirklichen und Ihrer nicht-wirklichen Lordschaft bloße Possenreißer seien und aus der Komödie eine hanebüchene Farce machen sollen, sich selbst zum ausgelassenen Vergnügen. Ganz genau wird in dieser Hinsicht der Wortlaut Shakespeares im Vorspiel beachtet. Den Schauspielern sagt der Lord: „Doch sorg' ich, ob ihr Mäßigung bewahrt; dass nicht, bemerkend sein (des Kesselflickers) verkehrtes Tun, ihr ausbrecht in zaumlose Lustigkeit". Und der erste Schauspieler, den der Lord von früher her als tüchtige Bühnenkraft kennt, antwortet: „Sorgt nicht, Mylord, wir können uns beherrschen, wär' er die ärgste Fratze von der Welt." Selbstverständlich spielen sie auf der improvisierten Bühne im Schlosshof, auf dessen einer Seite ein balkonartiger Vorbau die Sitze für den Kesselflicker-Lord und dessen (männliche) „Madam", sowie für den echten Lord und sein Gefolge bietet, in einem kräftig-derben Stil; aber vor aller klownhaften Übertrei-

bung hüten sie sich genau, und den feineren seelischen Zügen, die Shakespeare seiner rohen Vorlage eingefügt hat, vor allem in der ganzen Zeichnung Katharinas — man denke nur an ihre grosse Schlussrede — wird keinerlei unleidliche Gewalt angetan; und auch die zierliche Komik der Eingangsszene des 3. Aktes, wo Bianca von Lucentio und Hortensio umworben wird unter dem Scheine der Lateinlektüre und der Musiklektion, — auch sie wird nicht ins Grobe verzerrt.

Eine ganze Fülle hübscher, lebensvoller Einfälle hat unsere Bühnenleitung, die das Regieszepter führte, diesem in Einem Zuge, ohne alle Pause sich abwickelnden Spiel gegönnt, so dass sich ein ungemein frischer, unterhaltsamer Gesamteindruck einstellt, der für die Komödie Shakespeares eine wahre Neubelebung bedeutet.

* * *

Der Anfang also war durchaus erfreulich. Weniger der Fortgang. Gleich am zweiten Schauspielabend ging eine Uraufführung über die Pfauentheaterbühne. Das Stück heißt *Der Wüstling oder Die Reise nach Breslau*, nennt sich Lustspiel, und der Verfasser heißt (pseudonym) G. Hermann und hat durch erzählende Arbeiten sich schon einen gewissen Namen gemacht. Dargestellt wird in zwei langfädigen Akten, wie ein braver Berliner Chambregarnist, dem das Töchterlein seiner Zimmervermieterin wohlgefällt, ohne dass sich seinen ernsthaften Absichten eine Tür zu öffnen scheint, schließlich doch in den Besitz dieser *filia hospitalis* kommt, nachdem ein ästhetisierender, Nietzsche im unsauberen Mund führender Windbeutel das *jus primæ noctis* an dem Mädchen ausgeübt hat, weshalb eine schleunige Heirat mit dem ältlichen soliden Herrn sich für alle Fälle empfiehlt. Auf einer Reise der jungen Dame, die ihre Phantasie in den erotischen Treibhäusern gewisser moderner Autorinnen erhitzt und verirrt hat, zu einer Tante nach Breslau kam ihr das Unwiederbringliche abhanden, und recht unverblümt werden — ungefähr einen Monat nachher — die eventuellen Folgen der Breslauer Aventiure besprochen. Und ebenso frech erfolgt dann das Einfangen des Zimmerherrn zur Restitution der Ehre von Seiten des Mädchens, wobei dieses sich mit denselben Worten ihm an den Kopf wirft, welche für die Liebelei mit dem nichtsnutzigen Aestheten hatten herhalten müssen.

Was mir das Stück widerlich macht, ist der Zynismus in der Behandlung, der durch die Zugabe fader, karikaturhafter Züge verdeckt und angeblich lustspielmäßig drapiert werden soll. Eine Sittenkomödie, etwa im unerbittlichen Stil eines Henri Becque, hätte aus dem Stoff werden können, oder aber ein von vornherein auf die freche sexuelle Note resolut gestimmter Schwank (am liebsten möchte man sich das Thema von Maupassant, dem Dichter der Novelle *L'héritage,* erzählen lassen); Hermann aber glaubte das Zeug zu einem Lustspieldichter zu besitzen, wozu ihm die feine künstlerische Hand vollständig fehlt. Statt des befreienden Lachens stellt sich ein unbezwingliches Gefühl des Widerwillens ein, wie immer, wenn man sich einem ästhetisch unreinen Genre gegenübersieht, das etwas sein möchte, was es nicht ist. Dabei soll durchaus zugegeben werden, dass die Gestalt des Zimmerherrn realistisch rund geschildert ist.

* * *

Während hier also Zürich als Versuchsfeld für ein meiner Ansicht nach missratenes Stück gewählt worden ist, kam von Deutschland zu uns als Novität das „lustige Spiel“ *Sommerspuk* von K. Küchler. Unter dem Sommerspuk ist eine Kabaretdiva zu verstehen, die unter dem falschen Titel einer Studentin in einem Studentenherzen Liebesgefühle weckt und befriedigt und nach entdeckter Täuschung verduftet — wie ein angenehmer Spuk. Weiter von dieser freundlichen Nichtigkeit zu reden, lohnt sich nicht.

ZÜRICH H. TROG

□□□

DER DEUTSCHENHASS UND SEINE URSACHEN

In der vorzüglich geleiteten, nach allen Richtungen informierenden Pariser Zeitschrift „L'Opinion“ äußert der bekannte Politiker und Schriftsteller *André Lichtenberger* seine Ansicht über die Ursachen des Deutschenhasses „L'antigermanisme“, der wegen der Marokkoangelegenheit nicht nur in Frankreich, sondern fast überall im Zunehmen begriffen sei.

Vor zehn Jahren etwa habe man es in Frankreich ganz allgemein bedauert, wenigstens in den Kreisen der Gelehrten und Schriftsteller, dass die Eroberung von Elsaß-Lothringen eine unüberbrückbare Kluft zwischen Deutschland und Frankreich geschaffen habe; der eigentliche Erbfeind Frankreichs sei nicht Deutschland, sondern England, das perfide Albion, über das man nach Fachoda allerdings alle Ursache zur Klage hatte, und das von jeher der gefährlichste Feind der Weltmachtstellung Frankreichs gewesen ist.

Nun sei es durchaus nicht nur der Haufe jener im Grunde gutmütigen Durchschnittsgallier — jener Leute, die noch gestern für Sozialismus und Weltfrieden schwärmten und nicht höher als Frédéric Passy schworen — die die Hoffnung aufgegeben hätten, dass man mit Deutschland in Frieden auskommen könne und die nun den Funken am liebsten selber ans Pulverfass tragen würden, wenn sie nur könnten. Dass ähnliche Stimmungen in alle leitenden Kreise und nicht zum wenigsten bei den Intellektuellen heute vorherrschen, das beweist schon der überraschende Erfolg des Angriffs eines Anonymus (Agathon) gegen das Überhandnehmen germanischen Geistes an der Sorbonne. Ein anderer ist jüngst sogar so weit gegangen, dass er das Studium der deutschen Sprache als überflüssig erklärt hat; das hätte man allerdings vor zehn bis zwanzig Jahren als Ungeheuerlichkeit verschrien. Ohne Zweifel geht diese Abwendung von Deutschland parallel mit jenem Aufschwung französischer Zuversicht und nationalen Selbstvertrauens, der nicht zum wenigsten sich aus den unübertroffenen Leistungen der Franzosen im Flugsport herschreibt. Aber einen gleichen Deutschenhass hat Lichtenberger in allen Ländern gefunden, wo germanische und französische Kultur im Wettkampfe stehen, wie in Belgien und der Schweiz, und nicht weniger bei den Völkern, die in Gefahr stehen, von ihren Nachbarn erdrückt zu werden, wie die Tschechen, Ungarn und Polen; selbst in den verbündeten Ländern, in Österreich und Italien, bestehe ein stets wachsendes Misstrauen gegen das unter preußischer Hegemonie stehende Deutschland.

Ist es nun bloß die steigende Macht Deutschlands, die solche Gefühle auslöst, die Furcht vor dem Bedürfnis nach Ausdehnung einer Nation, die